

Behandlung an; zählte doch nicht der Kunstwert, sondern nur das Gewicht. Unter dem Bruchsilber erkennen wir die Reste zarter Filigranarbeiten, granulierten Perlengänge, zierliche Ketten, Ohr- und Schläfenringe, kurz, jede erdenkliche Art von Schmuck. Aber fast ausnahmslos tragen sie die Spuren eines barbarischen Unverständes, der für den hohen Kunstwert fast jedes einzelnen Stückes keinen Sinn hatte.

An Hunderten von Stellen unseres Vaterlandes hat man solche Hacksilberfunde erhoben. Man kann an der Verteilung der Fundstellen beobachten, daß sie aus Polen und aus dem Norden eingeführt wurden und nur im Gebiet der alten Wenden verbreitet waren. Unsere Karte zeigt uns als Grenze ihres Vorkommens etwa den Elbarm, den man im großen ganzen auch als Grenze des wendischen Volkstums in der Zeit vor 1000 Jahren ansehen kann. Obwohl nicht alle Fundstellen darauf verzeichnet sind,

sondern nur diejenigen mit deutschen Münzen des 9., 10. und 11. Jahrhunderts (dreieckiges, viereckiges oder rundes Zeichen), so erkennen wir darauf doch deutlich einmal die Grenze des Verbreitungsgebietes und andererseits die verhältnismäßige Dichte ihrer Fundstellen. Eine auffallende Häufung ist in der Gegend der Obermündung zu beobachten. Wir vermuten, daß hier der hauptsächlichste Einfuhrplatz dieser Schätze gewesen sein muß. Wenn wir uns erinnern, daß die Sage von einer hier gelegenen Wendenstadt *Vineta* spricht, so werden wir leicht gern glauben, daß wir mehr als eine Phantastie, nämlich die Ueberlieferung einer ehemaligen Wirklichkeit vor uns sehen.

Tausend und eine Nacht, Sindbad der Seefahrer, zum Schluß die alte Wendenstadt *Vineta*: ein bunter Sagen- und Märchenfranz! Er umrankt ein Stück Wirklichkeit, ein Stück tausendjährige Kulturgeschichte unserer Heimat!



Fundkarte der Hacksilberfunde mit deutschen Münzen.
Aus dem „Silberhandbuch für Vorgeschichte“, Bautzen 1926

Im Karbidwerk in Hirschfelde

Dort, wo am Tage aus einem nicht allzu hohen Schornstein heller, weißlicher Rauch quillt und die Wiesen und Felder wie mit einer Schneedecke einhüllt und wo die Nacht ein greller Lichtkegel, manchmal aufflackernd, manchmal verlöschend, durchdringt, liegt das Kalzium-Karbidwerk der elektrochemischen Gesellschaft. Anders gesagt: an der Zittau-Hirschfelder Staatsstraße steht das Werk. Es ist im Jahre 1917 errichtet worden, hat eine Zeit stillgelegen und wurde 1922 von der elektrochemischen Gesellschaft erworben und wieder in Betrieb gesetzt. Für die Errichtung dieses Werkes in Hirschfelde sprach wohl in erster Linie die Nähe des Großkraftwerkes, das nur fünf Minuten entfernt liegt. Der mittlere Stromverbrauch des Karbidwerkes beläuft sich im Jahre auf ungefähr 30 Millionen Kilowattstunden. Aus dieser Zahl ist schon der Umfang des Werkes ersichtlich. Außer Karbid wird noch Acetylen, Sauerstoff und Kalkstoff hergestellt. Von größter Sehenswürdigkeit ist ein Gang durch die Fabrikanlagen.

Nach vorheriger Anmeldung wurde mir von der Leitung gern eine Besichtigung gewährt, und der freundliche Führer gab mir bereitwillige Auskunft. Das Rohmaterial, bestehend aus Kalk und Koks, wird aus den Eisenbahnwagen sofort in Gruben geschüttet und mittels eines Becherwerkes in die Hochbunker befördert. Zuvor gehen die großen Kalkstücke durch ein Brechwerk und werden hier zerkleinert. Wir kommen zum Schmelzofen. Hier werden Kalk und Koks in einem bestimmten Verhältnis gemischt.

Die Mischung wird von den Arbeitern mit Schaufeln in das stets offene Feuer geworfen. Das hört sich an, als ob dies eine leichte Sache sei. Dem ist aber nicht so. Das Feuer, das Kalk und Koks schmelzen muß, besitzt die dazu nötige Wärme von 2700 Grad! Diese ungeheure Wärme kann nur der elektrische Strom erzeugen. Er wird transformiert auf 100 Volt und 30 000 Ampere, also eine ganz geringe Spannung, aber eine um so größere Stromstärke. 3 Elektroden, ähnlich den Vogenlampen, bringen das Material zum Schmelzen. Die 2 m hohen Elektroden bestehen aus Kohle, die sich schnell abnutzt und aller vier bis fünf Tage erneuert werden muß. Die Auswechslung geht automatisch in einer Zeit von ungefähr 20 Minuten vor sich. Der Schmelzofen ist natürlich Tag und Nacht in Betrieb. Die Arbeiter haben keinen leichten Beruf und leiden naturgemäß sehr unter der Hitze und dem grellen Licht. Sie haben deshalb an der Mähe ein Tuch angebracht, mit dem sie das Gesicht vor der Einwirkung des Lichtes und der Wärme schützen. Einige Arbeiter stehen schon fünf Jahre am Schmelzofen. Ich war gerade zur rechten Zeit gekommen, um einem Abstiche beiwohnen zu können. Um dieses Schauspiel richtig verfolgen zu können, wurde ich zwei Meter tiefer geführt. Hier laufen auf Schienen große Cimer, ungefähr einen halben Kubikmeter fassend, vor die Abzapflöcher des Ofens. Mit langen Stangen stoßen die Arbeiter die Öffnung auf, und das flüssige Karbid spritzt, gleich flüssiger, feuriger Lava, heraus in die Cimer. An anderer Stelle stehen, scheinbar ausgekühlt, eine Anzahl solcher Cimer. Aber man darf nicht trauen, noch ist die Masse so heiß, daß man sich beim Berühren derselben die